

Vorwort und Einleitung

Diesem Buch liegt ein Vortrag zugrunde, den ich 2001 für meine Freunde Eva-Maria und Eckard Over sowie Uwe und Christa Meiring verfasste. Ihnen bin ich dankbar für die mit ihrer Anfrage an mich gestellte Aufforderung, meine derzeitige Sicht unserer gesellschaftlichen Situation so auszulegen, dass für verantwortliche Mitarbeitende in der Kirche ableitbar wird, wie sie selbst sich verändern müssen, damit sie sich die existentielle Problem- perspektive des so genannten „postmodernen Menschen“ nicht nur erklären können, sondern auch verstehen lernen, was ihm gegenüber ihr Auftrag ist.

Der eigentliche Kern meiner Aussage dazu liegt in dem vielleicht abstrakt anmutenden Begriff „Aspektwechsel“. Ein Aspektwechsel bedingt, dass man seine eigene Position verändert, um die Welt aus einem anderen Blickwinkel zu sehen. Welche Position dabei zu verlassen und welche zu gewinnen ist, das beschreibe ich im ersten Teil des Buchs.

Die dabei häufig vorgebrachte Sorge, man dürfe und wolle das Evangelium nicht der Welt wegen aufgeben, verfängt nicht. Denn nicht das Evangelium wird aufgegeben, sondern der eigene Standpunkt, von dem her man bisher das Evangelium betrachtet hat.

Um es im Gleichnis von den verlorenen Söhnen¹ zu sagen: Der ältere Sohn (alle etablierten christlichen Gemeinden sind dieser ältere Sohn) wird das Anliegen des Vaters nicht verstehen, es sei denn, er lässt sich darauf ein, dass der Vater dem jüngeren Bruder „draußen“ schon längst begegnet ist, in einer Weise, die er als Älterer noch nicht kennt. Er als älterer Sohn hat dem Vater in einer bestimmten Form gedient. Aber als mündigen Sohn, der dem Vater zum Gegenüber gemacht ist, hat er sich noch nicht erkannt. Die Absurdität der Botschaft des Vaters für ihn liegt darin, dass der Vater nun ihn einlädt, ihm *neu* (wie der Jüngere, den er missionieren zu müssen glaubt) zu begegnen.

Es gibt keine Chance, über diese Frage lange zu diskutieren, denn das Fest hat bereits begonnen. Es gibt aber diese Chance: Sich dem Vater neu zu öffnen, zu ihm „vor das eigene La-

¹ Lukas 15,11-32.

ger⁴² hinauszugehen und ihm ungeschützt in einer tiefen Weise neu zu begegnen. Genau darin besteht das Fest, zu dem der Vater einlädt.

Kann man vom christlichen Glauben reden, ohne von der *Kirche* zu sprechen? Ich meine die Kirche als die Menge der kirchlichen Institutionen. Gibt es den christlichen Glauben *ohne* die Kirchen als gesellschaftlich präsente und verfasste Institution?

Diese Frage scheint sich heute pragmatisch zu lösen. Immer mehr Menschen bekennen sich zum christlichen Glauben, die zugleich aber die Zugehörigkeit zu einer der institutionellen Kirchen nicht als notwendige Bedingung solch eines Glaubens ansehen. So genannte „Freikirchen“ haben derzeit den größeren Zulauf. Sie scheinen den Eindruck zu erwecken, dass die Gläubigen sich in ihnen tatsächlich mehr ihrem Glauben und weniger ihrer christlichen Tradition oder einer institutionell sanktionierten Lehre verpflichten müssen. Was heißt dann aber „Glauben“?

Die Frage nach Religion, nach Sinn- und Zielorientierung ist in unseren Tagen neu aufgebrochen. Man geniert sich nicht mehr, sie zu stellen. Aber damit ist man nicht zugleich in die Hürden der „alten Kirche“ zurückgekehrt. Im Gegenteil, in diesem Aufbruch zeigt sich, dass nicht mehr die traditionell verfassten Kirchen die ersten Ansprechpartner für solche Fragen sind. Und wenn ihre Repräsentanten doch gefragt werden, dann nicht der Kirche, sondern ihrer Erfahrungen wegen, die sie als Glaubende den nicht oder nicht mehr Glaubenden voraushaben. Dabei geht es weniger um den Versuch einer objektivierenden Klärung der Frage, ob es Gott gibt, wie er zu denken sei und was er von uns als Menschen erwarten mag, sondern es wird eher gefragt, ob wir als Menschen miteinander verdammt sind, uns als Produkte einer namenlosen Materie zu verstehen, und ob uns der absehbare Weg dieser Menschheit tatsächlich in das schon fast kalkulierbare Drama unserer Selbstvernichtung führt, oder ob es eine Begegnung mit dem, das unser Ursprung ist, geben kann, so dass wir darin Identität und Ziel finden. Sollte die abschließende Offenbarung unserer Menschheitsgeschichte sein, dass wir für nichts anderes existieren als dafür, uns schlussendlich selbst zu zerstören?

Vielleicht haben wir unsere Daseinsfrage in einen falschen Äther gerufen, einen falschen Wellenbereich, eine falsche Di-

² Vgl. Hebräer 13,13.

mension unserer Existenz, die als unsere eigene Konstruktion nur aus unseren Objekten, logischen Gedanken, mathematischen Schlüssen und schließlich uns selbst als einzelnen Subjekten besteht? Lassen sich möglicherweise andere Zugänge, finden, durch die unsere Sehnsucht, gesehen und gerufen zu werden, die Sehnsucht nach dem Sinn unseres Seins, doch Erfüllung findet?

Dem, der heute so fragt, geht es nicht mehr oder nur noch wenig um christliche Tradition oder gar um biblisch begründete Lehre. Sondern da geht es vor allem Begründen und Tradieren um *Evidenz*. Es geht um die Erfahrung des eigenen Lebens, um dessen Spiritualität und Geistigkeit. Und dann geht es um einen *Glauben*, der aus dem Begegnen entspringt, aus dem Begegnen mit einer Kraft, die wir im Begegnen als Quelle des Lebens erkennen. Wie kann aus dieser inneren Suche nach Identität, Sinn und Berufung *Gewissheit* werden, die in uns selbst Zeugnis des Lebens ist?

Die postmodernen Menschen zeigen sich unbeeindruckt von der kirchlichen Lehre, zugleich aber stellen sie Fragen, auf welche die Kirchen lang glaubten, verbindliche Auskunft geben zu können, nämlich was der Sinn des Lebens sei und wie wir unsere Identität und Berufung finden könnten.

Die Generation nach den „68ern“ hat auf die immer neuen Versuche, sich selbst auf ethisch-moralische Weise zu retten, tiefgreifend resigniert, obwohl sie zugleich auch sieht, wie wir dabei sind, die Grundlagen unseres Lebens zu zerstören. Die Bewusstheit der inneren Unstimmigkeit in uns selbst, eines Konflikts, den wir trotz aller Anstrengungen und Friedensbemühungen nicht lösen können, ist zu einem unbestimmten Motor und Unruheherd in uns geworden. Aber die Kirche scheint diesen immer deutlicher sich aufdrängenden Bewusstseins hintergrund nicht wahrhaben zu wollen, oder sagen wir es anders: Sie scheint es nicht zu wagen, sich dieser heraufdämmernden Bewusstheit ernsthaft zu stellen. Sie versucht, ihm mit den Antworten eines „aufgeklärten ethischen Zeitalters“ zu begegnen, die ihm aber nicht angemessen sind. Sie spricht von Schuld, die man tun oder lassen kann; sie spricht von Gerechtigkeit, als ob wir sie leben könnten, und von Frieden, als ob irgendein Volk das, was jeweils damit gemeint war, hätte erstreiten können.

Wie geht aber Evangelium, wenn der Mensch die Schuld nicht mehr als ein Übel erfährt, das man erfolgreich bekämpfen und

bezwingen kann, sondern wenn er sie als Bestandteil seiner menschlichen Existenz erkennt und sich dieser Erkenntnis resignativ fügt? Wie geht Evangelium, wenn unser Zeitalter damit aus dem ethisch-moralischen Bezugsrahmen heraus in eine direktere, unverblümtere, illusionslosere Anschauung des Menschen eintritt, wenn es erkennt, dass sich ein „Webfehler“ in unserer Existenz befindet, der uns ungeeignet macht, Frieden in uns selbst, mit den Menschen und unserer Umwelt zu finden?

Das ist der Mensch, der nicht mehr um ein ethisches Bild seiner selbst und nicht mehr um politisch durchsetzbare Erkenntnisssysteme ringt, sondern um sein Überleben, seinen Sinn, sein Wesen und Ziel in dieser Welt, oder der diesen Kampf gar schon aufgegeben hat. Er, dieser Mensch, müsste in die Gottesdienste der Kirchen hineinschreien, dass ihn die Flachheit des seit Jahrhunderten gepredigten Schuld- und Vergebungsbegriffs langweilt und kalt lässt, weil in ihm die existentielle Not, die er spürt und für die er nach einem Ausdruck und einer Antwort sucht, weder aufgegriffen noch beantwortet wird. Ihm wird in fremden Formeln Vergebung einer Schuld zugesprochen, unter der er bestenfalls marginal leidet.

Die Kirche scheint immer noch dem Ideal der Schlange des Paradieses zu huldigen, dass der Mensch gut sein könne, wenn er nur wisse, was das Gute sei, und seit Jesus Christus gäbe es, scheint sie zu verkündigen, auch noch die Extrafreundlichkeit Gottes dazu, sich aufgrund des Opfers seines Sohnes bereit erklärt zu haben, über die Fehler, die trotz besseren Wissens dann doch noch passieren, freundlich vergebend hinwegzusehen. Aber darin wird das tief empfundene Entsetzen missachtet und verkannt, dass in dieser Verblendung der Schlange die Menschheit nicht etwa nur in einzelne vergebbare Fehler, sondern in gigantische Orgien von Menschenopfern hineingerannt ist.

Jetzt, beginnend mit den so genannten „68ern“, seit diese tief resignative Erkenntnis gegenüber den Selbstheilungskräften der Menschheit in unser Geschichtswissen eingedrungen ist, geht es um ganz andere Fragen: ob sich die Menschen nicht Jahrhunderte lang umsonst um ihre ethische Restauration bemüht habe und ob sie nicht in purer Verblendung immer wieder diese ihre illusionären Ziele aufnimmt. Es geht um die Frage, was für den einzelnen Menschen, so wie er nun einmal ist, die ungeschminkte Möglichkeit sei, sich sinnvoll zu sich selbst und zu dieser seiner Welt zu verhalten. Es geht um die Frage, ob es

das überhaupt gibt, was mit „Selbstfindung“ gemeint ist, und ob eine glaubhafte und sinnvolle Chance besteht, dem Abgrund zu entkommen, auf den die Menschheit unaufhaltsam zuzugehen scheint. Dieser Frage, von der nicht nur der Sinn, sondern auch das Sein unserer Existenz abhängt, muss sich die Kirche stellen und möglicherweise, demütig genug, bekennen, dass sie dazu nichts zu sagen weiß.

Wären wir eine Kirche, der es um den Menschen geht, wir müssten wahrlich unsere Tradition, das Evangelium in ethisch-religiöse Kategorien einzufangen, endlich sprengen und begreifen, dass „Sünde“ als der Wurzelbegriff der Todesverfallenheit des Menschen nicht von dessen Willen, nicht von dessen mangelndem Bemühen, nicht von dessen „Schuld“ her zu begreifen ist, und dass diese Todesverfallenheit schon gar nicht mit ethischer Anstrengung, mit sittlicher Moral, mit erkenntnismäßig richtigem Handeln zu heilen ist.

Diesem unfassbaren Widerspruch des Menschen im Menschen muss sich die Kirche stellen, dieser greifbaren und realitätsangemessenen Resignation und Hoffnungslosigkeit der Menschen, der gegenüber der von ihr gepredigte Schuld- und Vergebungs-begriff nahezu eine Lappalie, zumindest aber keine angemessene Antwort ist.

Probleme wie das der Klimaerwärmung, des Wasserhaushalts, des Welthungers sind Fragen, durch welche die Menschen, wir alle, heute „gerufen“ werden, und denen gegenüber wir uns verstecken und auf sie nicht zu antworten wissen. Wer diese Anfragen *nicht* als Anruf hört, muss wahrhaft ein verstocktes Herz haben und glauben, dass diese Welt und Gott in ihr nicht zu uns redet.

Dieses Buch will aufzeigen, in welch tiefgreifendem Wandel wir uns auf dem Weg aus der Moderne in die Postmoderne hinsichtlich dessen befinden, was die Menschen als Not ihrer Existenz erfahren und worauf sie im Tiefsten Antwort suchen. Es will aufzeigen, wo der heutige Mensch gesucht werden muss, wenn von Selbst- und Weltverlorenheit, von Glaube und Erlösung die Rede ist.

Berlin, im Mai 2017
Matthias C. Bettex

Der gesellschaftliche Wandel

Seit geraumer Zeit befinden wir uns in dem Prozess der Auflösung der industriellen Klassengesellschaft und der Bildung neuer Strukturen eines Gesellschaftssystems, das wir noch kaum adäquat beschreiben können. Obwohl die Definition dieses Prozesses so schwierig ist, spüren wir aber dennoch den Wandel, und dann und wann stoßen wir auf Vorgänge, durch die er verstehbar wird. Was damit gemeint ist, will ich in einem ersten Abschnitt beschreiben.

Die 68er-Bewegung

In den Unruhen der 60er Jahre wurde der mittelalterlichen Ständegesellschaft des christlichen Abendlandes und dem sich noch auf sie beziehenden Denken im Forschungs- und Bildungswesen und in der Religion die Kündigung ausgesprochen. Die ältere Generation war gekränkt. Ihre Kränkung lag nicht so sehr darin, dass ihre Leistung nicht gesehen wurde, sondern darin, dass man für die jüngere Generation „die Knochen hingehalten und sich tot geschuftet“ hatte und sich nun fragen lassen musste: „Na und? Wofür habt ihr euch so abgeschunden? Was wollt ihr jetzt mit dem ganzen Kram?“ Das „System“, seine bis dahin unreflektiert gebliebene Ideologie, die Legitimation des Sinnes der Leistungsanstrengungen, ihre innere Motivation, wurden in Frage gestellt.

Aber dieses angeblich „marode“ Gesellschaftssystem zeigte sich damals immerhin noch so stabil, dass Rudi Dutschke als geistiger Führer dieser Revolte in einer Art resignativer Ergebung schließlich das Wort vom „Marsch durch die Institutionen“ prägte: Das Subjekt mit seinen Sinn- und Identitätsfragen sollte sich in die Vorgaben der objektiven Strukturen dieser Gesellschaft einfügen, weil diese Strukturen sich nicht „im Krieg von außen“, sondern nur von innen her verändern ließen. Die neue Generation sollte sich sozusagen ins System hinein verdienen, um in ihm dann als Gärhefe zu wirken und es von innen heraus zu verändern.

Kaum aber war damit die „innere“ Infragestellung durch die eigene Zukunftsgeneration notdürftig überstanden, da wurde die Sinnfrage neu „von außen“ gestellt. Das Wirtschaftssystem der Industriegesellschaft hatte unhinterfragt den Reichtum und die Verlässlichkeit der objektiven Welt und ihrer Ressourcen vo-

rausgesetzt. Und gerade diese Voraussetzungen begannen nun ihre Fragwürdigkeit zu zeigen.

Erfahrungen wie der Reaktorunfall von *Tschernobyl* zwangen der Moderne die Infragestellung ihres Fortschrittsglaubens auf. Der Soziologe *Ulrich Beck* griff das Ereignis auf und gab ihm öffentliches Gehör durch sein Buch „*Risikogesellschaft*“³. Er stellte den Reaktor-GAU als Symbol der Krise der Moderne und ihres Glaubens an die lebensgarantierende Kraft der objektivierenden und erkennenden Vernunft dar.

Der innere Sinn dieses Glaubens-, Kultur- und Gesellschafts-systems, sein bis dahin unhinterfragtes Fundament, hatte damit begonnen, seine Brüchigkeit zu zeigen. Der Reichtum der objektiven Welt, die Sicherheit der irdischen Ressourcen, die Überlegenheit unserer technischen Vernunft und die auf sie gebaute Hoffnung begannen sich als trügerisch zu erweisen.

Worauf konnte man jetzt noch setzen? Eigentlich nur noch auf die Kraft der menschlichen Gemeinschaft, auf ihren Gerechtigkeits- und Freiheitswillen und auf ihre Geschichtsfähigkeit. Aber auch hieran nagte die nächste Welle der Erschütterung: Der Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“.

Eigentlich hätte man denken sollen, das westliche System des Kapitalismus würde diesen Zusammenbruch als „Sieg eines westlichen über ein östliches Gesellschaftssystem“ feiern und sich seiner Überlegenheit freuen. Aber untergründig teilte sich in diesem Zusammenbruch etwas ganz anderes mit: Die Ideologie- und Geschichtsmächtigkeit der menschlichen Gesellschaft überhaupt wurde fragwürdig.

Zunehmend fragwürdig wurde auch die Annahme, dass das so genannte „westliche“ kapitalistische Wirtschaftssystem allein aufgrund seiner ursprünglich christlichen Werteorientierung, „seines Menschenbildes“ wegen, auch das dem Menschen gerechtere System sei. Es wurde außer Acht gelassen, welchen Einfluss dieses Menschenbild im politischen und sozialen Alltag tatsächlich auf grundlegende, das alltägliche Leben bestimmende Entscheidungen hat. Es wurde kaum hinterfragt, ob denn das „christliche Wertesystem“ überhaupt einen entscheidenden

³ Ulrich Beck, *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne* (Suhrkamp: Frankfurt a.M., 1986).

Einfluss auf die politischen und wirtschaftlichen Prozesse hat, oder ob es nicht nur ein gut geschneidertes Kleid ist, das sich die eigentlich agierenden Kräfte überziehen. Die reale Situation, dass im Kapitalismus unter dem Deckmantel einer „sozialen“ Marktwirtschaft die Schere zwischen den reichen und armen Schichten sich immer weiter öffnet, blieb verschleiert.

Wenn man sich vor Augen führt, wie viele Menschen es einerseits gibt, die sich vom „christlichen“ Kapitalismus ausgebeutet, ihrer eigenen Tradition und Kultur und ihrer Ressourcen beraubt, versklavt, verschuldet und im Stich gelassen fühlen, und wie andererseits die wenigen immer reicher werdenden sich angesichts dieser Massen hinter immer dicker werdenden Mauern verschanzen, dann drängt sich allein aus diesem Szenario die Frage auf, wie gefährdet dieses letztlich ausschließlich profitorientierte System ist und wie lange es noch dauern wird, bis seine Grenzen unter dem Ansturm derer, die um nichts als ihr nacktes Überleben kämpfen, zusammenbrechen.

Nach der Vorstellung von *Karl Marx* sollte das Weltreich des Kommunismus den Menschen auf Erden Frieden bringen. Die Vision dazu hatte er dem prophetischen Buch des *Jesaja* im Alten Testament entnommen. Er meinte entsprechend der Theorie *Ludwig Feuerbachs*,⁴ dass in der Religion das eigentliche Wesen des Menschen dargestellt, aber mit seinen positiven und kreativen Teilen als Gott „in den Himmel projiziert“ werde. Man müsse diese Projektion aufheben und die von Gott erwartete messianische Zukunft selbst herbeiführen. Man müsse also die Religion verbieten und das eigentlich gemeinte Werk der Religion selbst in Szene setzen. Dadurch würde der Mensch sowohl seine innere Spaltung und Selbstentfremdung überwinden als auch das Gesellschaftssystem hier auf der Erde errichten, in dem die Menschen in Frieden und Gerechtigkeit miteinander und mit der Natur leben würden - genau wie es die Propheten der jüdischen Religion vorausgesagt haben.

Aber schließlich brach dieser gigantische Versuch des Kommunismus wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Wer will danach noch darauf setzen, dass solch ein Schicksal nicht jedem die Weltmacht und ihre Ordnung anstrebenden System bevorsteht -

⁴ Seine Schrift „Das Wesen des Christentums“ (1841) gilt als das zentrale Werk seiner Religionskritik. In diesem Werk begründet Feuerbach seine Projektionstheorie.

egal, welcher Mensch es ist, der es fordert oder betreibt? Warum sollte das kapitalistische und aus ihm hervorgegangene weltweite „Marktwirtschaftssystem“ nicht in gleicher Weise an seine Grenzen kommen und an den propagierten Zielen scheitern?

Wer aber wagt bei alledem nun zuzugeben, dass sich alle solche ideologischen Vorstellungen als trügerische Götter erweisen, was das erhoffte Ziel betrifft, eine wohlhabende, befriedete und freie Menschheit aufzubauen, die durch ihre Erkenntnis dessen, was eigentlich „wahr“, „gut“ und „richtig“ für sie ist, nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das aller zukünftigen Generationen sichert?

Wahrscheinlich darf der heute schon als Narr gelten, der den Glauben an das gesellschaftlich von uns anzustrebende Ziel noch unerschüttert in sich trägt und von ihm her sein persönliches und politisches Handeln motiviert. Denn untergründig ist das Wissen um die sichtbar gewordene Begrenztheit der Herrschaft „des Marktes“ über die Welt schon überall aufgebrochen, nachdem diese Erkenntnis als eine Art Vorahnung in den Unruhen der 68er-Bewegung ihren Anfang nahm. Damals allerdings glaubten die Revoltierenden noch an den „Gutmenschen“, der wir seien, wenn wir nur die Gewalt der Systeme abstellen würden. Aber auch die Naivität dieses Menschenbildes hat sich heute überholt.

Viele Soziologen datierten in diesem Umbruch der 68er das Ende der „Moderne“ und den Beginn der „Postmoderne“.

Zeichen des Wandels

Wenn wir heute, 50 Jahre danach, die derzeitige gesellschaftliche Situation mit jener vergleichen, dann lässt sich erkennen, dass damals tatsächlich ein Prozess in Gang kam, dessen Same in den folgenden Jahren gewachsen und aufgegangen ist: Die traditionellen Wirkmuster in Institutionen, Behörden, Parteien und Kirchen bis hinein in die Familien sind in ihrer Macht gebrochen. Sie sind, anders als früher, dem einzelnen Subjekt gegenüber in einen Zwang zur Legitimation geraten.

Wenn man in meiner Kindheit „zur Behörde“ musste, dann zog man sich „anständig“ an. Obwohl wir zuhause sechs Kinder waren und mein Vater im Gemeinderat saß, war es doch klar, dass die Familie die kleinere und deswegen nachgeordnete Einheit war, und dass der Bürgermeister und das Gemeindebüro die

größere, vorgeordnete Einheit des Dorfes vertrat. So war auch klar, wer sich wem zu fügen hatte, und wer auf wessen Anweisungen zu hören und die Bringschuld hatte. Das heute allgemein akzeptierte, wenn nicht schon gar grundlegende Verständnis, dass das Gemeindeamt mir als Bürger eine Dienstleitung zu erbringen habe, wäre damals in Form einer entsprechenden Forderung als „ungehobelte Frechheit“ empfunden worden, als mangelnde Erziehung und mangelnde Bereitschaft oder Unfähigkeit, sich in das Allgemeinwesen einzufügen.

Heute entscheidet zuerst das Subjekt, welchem der vorgegebenen Wege eines bestehenden Systems es sich fügen will, oder um es in der Sprache des Marktes zu sagen: welche der vorgegebenen Produkte es kaufen will, und dann fragen die Hersteller und Organisatoren sich, ob und wie sie dieses „Kundeninteresse“ befriedigen können. Wir finden also sich auflösende überkommene Strukturen einer institutionell normierten Gesellschaft, und finden zugleich ein neu entstehendes Muster: pluralistisch, jederzeit veränderbar, möglichst flexibel und am Interesse des „Kunden- oder Käuferwillens“ orientiert.

Über Führungsstile zum Beispiel wurde in früheren Zeiten kaum geredet: In der traditionellen Hierarchie war klar, wer wem etwas zu sagen hat und wer bestimmt, ob das Gesagte richtig verstanden und der gegebene Auftrag richtig ausgeführt wurde. Das Aufkommen eines „kollegialen“, partnerschaftlichen Führungsstils wurde eher bewitzelt. Die Forderung danach brachte einem die Bemerkung ein: „Wat denn nu, Partnerschaft oder Führung?“

Dass wir heute in Rollen, Funktionen, Zuordnungen und sogar wechselnden oder sich überschneidenden Über- und Unterordnungen denken, und dass wir spezielle Schulungen für unterschiedliche Führungsstile je nach Persönlichkeit anbieten, ist noch vor 50 Jahren undenkbar gewesen und hatte den Charakter von Beliebigkeit und Auflösung jeder Verbindlichkeit. Denn Verbindlichkeit wurde nicht als verlässliche Beziehung zwischen Subjekten, sondern als Unterordnung von Subjekten unter Ziele oder Verpflichtungen verstanden, die ihnen allen vorgeordnet waren.

Solch ein neues Vernetzungsgefüge findet seine Quelle primär nicht mehr in der Führungs- und Ordnungsmacht der Institutionen, welche die gesellschaftlich gültigen Werte zu vertreten haben. Sondern es speist sich aus der freien Willkür und verant-

wortlichen Entscheidung wünschender, planender und denkender Subjekte. Die *Subjekte* sind es, die zur Erfüllung ihrer Bedürfnisse und Selbstverwirklichungspläne Verbindlichkeiten eingehen und dafür die Dienstleistungen der gesellschaftlichen Institutionen und Einrichtungen in Anspruch nehmen. Und an dieser „wabernden Bedürfnisstruktur“ (so hätte man früher abschätzig gesagt) wünschender und wollender Subjekte orientieren sich Politik, Wirtschaft und die Welt der Medien.

Ein Politiker sagt heute nicht mehr: „Ich erkenne das und das aus diesen und jenen Gründen als notwendig. Und deswegen werbe ich für diesen Weg um ihre Zustimmung“. Das wäre die alte Formulierung eines „anständigen“ Staatsmannes gewesen. Sondern heute transformiert er das, was er als richtig und verantwortlich erkennt, in Statements um, von denen er glaubt, dass sie beim Bürger die höchstmögliche Zustimmung erfahren. Darin liegt derzeit der Konflikt zwischen Politik und Bürgerschaft, dass der politische Stil in dem sich vollziehenden Wandel des Weltverständnisses noch nicht angekommen ist, sondern auf „halbem Wege“ hängen blieb. Im Sinne des alten „ethischen“ Verständnisses „macht der derzeitige Politiker dem Bürger etwas vor“, weil er sich zu den „übergeordneten Überzeugungen, Wahrheiten und Werten“ nicht stellt - und wird darin abgelehnt. Im „neuen“ ästhetischen Verständnis aber kommt er auch nicht an, weil er von scheinbar „überzeugenden Wahrheiten“ ausgeht, hinter denen aber seine eigene Person als Subjekt in ihrer Identität unerkennbar bleibt.

Der Zuhörer fragt aber heute: „Warum willst du als Person diesen Weg gehen? Was ist in Wahrheit dein Motiv in der Sache, und wie bringst du es mit deinem subjektiven Selbst- und Weltverständnis zusammen?“ Der „neue Wähler“ fragt nach Transparenz in Bezug auf die Identität des Politikers, der ihn für seine Sicht gewinnen will.

→ *Aus sozialwissenschaftlicher Sicht wird erkennbar, dass der Schwerpunkt der Zentrierung unserer Denk- und Handlungsorientierungen sich von den objektiven Strukturen der Institutionen weg zu den wählenden und planenden Subjekten hin verlagert.*

Mit dieser Schwerpunktverschiebung ist untrennbar verbunden, was ich soeben den Schritt von der „ethischen“ zur „ästhetischen“ Weltanschauung nannte. Denn im ethischen Verständnis wird das einzelne Subjekt den für alle gültigen Normen unterge-

ordnet. Aber die ästhetische Perspektive ist vom einzelnen Subjekt her auf das Ganze gerichtet.

In meinem Leben gibt es eine Erfahrung, an der mir bewusst wurde, wie sehr diese Ereignisse und der in ihnen begriffene beziehungsweise durch sie ausgelöste Wandel auch mich in meiner ganz persönlichen, individuellen Weltwahrnehmung geprägt haben:

Es war in den 80er Jahren. Auf einer Autofahrt von Karlsruhe nach München stellte ich plötzlich fest, dass ich die Bäume, den Wald, die Natur, den Himmel nicht mehr, wie noch zehn Jahre zuvor, als zeitlos, ewig, unbegrenzt sah. Jetzt sah ich den Prozess des Sterbens und der Vergänglichkeit. Meine Sicht hatte sich verändert; mein Erleben hatte sich verändert. Das Waldsterben, das Ozonloch, Tschernobyl, der Smogalarm, der Ölkrieg, die Ressourcenverknappung, sie alle hatten nicht nur mein Denken, sie hatten mein Wahrnehmen und Erleben, sie hatten *mich* verändert.

Ein *Aspektwechsel* war eingetreten. Ich stand der Natur nicht mehr als einer mich selbst umfassenden Ganzheit, sondern als einer gefährdeten, tödlich *bedrohten Umwelt* gegenüber. Die Mutter Natur, die einmal zugleich auch *als bedrohliche Umwelt* erschien, war gleichsam über Nacht zerbrechlich geworden und nun auf meine Hilfe und Begleitung angewiesen. Ich als Subjekt in meiner Kleinheit dem gesellschaftlichen All und dem Weltall gegenüber, ich war nun gefragt.

Was hat sich in den letzten 50 Jahren verändert?

Wie kann man das, was ich da als persönliche Veränderung erlebte, auf einen allgemeinen Begriff bringen? Was unterscheidet die so genannte „Postmoderne“ von der „Moderne“? Schlagwortartig könnte man es so formulieren:

„Vom außen orientierten Denken zum innen orientierten Erleben“.

So lässt sich das Thema der von *Gerhard Schulze* vorgelegten Untersuchung mit dem Titel „Die Erlebnisgesellschaft“ umschreiben.⁵

⁵ Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart* (Frankfurt a.M., 1995).

„*Erlebnisgesellschaft*“: Damit ist eine Gesellschaftsform gemeint, die schwerpunktmäßig unsere heutige gesamtgesellschaftliche Lebensart, unsere Lebensphilosophie, den Stil unseres Lebens und Erlebens umfasst.

Meine Frau sagte vor Jahren einmal: „Bei uns wurde gegessen, damit man wieder arbeiten und das gesteckte Ziel erreichen konnte. Mein Mann aber aß, weil er das Essen und die Gemeinschaft schmecken und genießen wollte! Das war etwas ganz anderes“. Damit hat sie genau den Schritt von der außen orientierten Überlebens- zur innen orientierten Erlebnisgesellschaft beschrieben. In der Vor- und Nachkriegsgesellschaft hieß es: „Iss, damit du was leisten kannst! Streng dich an, damit du die gesteckten Ziele (Wiederaufbau, Beruf, Karriere, etc.) erreichst!“ Jetzt aber geht es um eine Lebensauffassung, die das erlebende Subjekt selbst ins Zentrum des Denkens und Handelns stellt. Also: „Iss jetzt, wenn du Hunger hast, und lass es, wenn du satt bist. Aber sei dir dessen bewusst, was du isst und mit wem zusammen du gerade isst.“

Wenn beurteilt werden sollte, wie schnell ein Auto fährt, wie viel es verbraucht, welche Lasten es befördern kann, dann geht es um ein „außen orientiertes Interesse“. So war es noch in den 60er Jahren. Alle können es beurteilen. Eine Gesellschaft, in der es vorwiegend um solche Interessen geht, wäre eine „außen orientierte Gesellschaft“. Wenn aber beurteilt werden soll, ob man beim Fahren mit diesem Auto ein gutes Fahrgefühl hat, ob einem die Farbe, die Form und die Innenausstattung gefällt, dann geht es um ein „innen orientiertes Interesse“. Das sind keine objektiven, aber auch keine beliebigen Kriterien, sondern eben subjektive (auf den Autokäufer bezogene) Werte. Jeder Käufer muss das für sich selbst entscheiden. Auf diesen Schwerpunkt setzt die „Erlebnisgesellschaft“.

Von der Objektivierung zur Subjektivierung

Wenn sich die Verankerung eines Urteils von außen nach innen, vom Objekt ins Subjekt verlagert, dann geschieht damit im Zusammenhang Folgendes: In der außen orientierten Gesellschaft können alle urteilen. Man kann zu allgemeinen Urteilen und so genannten „objektiven“ Wahrheitsaussagen kommen. Bei der Innenorientierung dagegen bleibt jedes Urteil, jede Wahrheitsaussage mit dem urteilenden Subjekt verbunden. Ohne diesen Rückbezug auf das urteilende Subjekt wird die Aussage beliebig und wertlos.

Ob das Fahrgefühl gut ist, ob die Farbe, die Form, die Innenausstattung gefällt, das alles sind „Erlebnis-Urteile“, die vom erlebenden Subjekt abhängen. Subjektbezogene Urteile erhalten ihren Sinn nur in Bezug auf das innere Maß des urteilenden Subjekts.

Diese Subjektivierung und damit Relativierung des Urteils wird von vielen als ein „Erdrutsch“ erlebt. Wenn man darunter den Verlust der Verankerung verbindlicher Werte in „objektiven Tatsachen“ versteht, mag das Urteil berechtigt sein. Wenn aber damit gemeint ist, dass in diesem „Erdrutsch“ zugleich eine Auflösung jeder werthaltigen Urteilsmöglichkeit gegeben ist, dann ist das falsch. Denn eigentlich handelt es sich nicht um eine *Auflösung* aller Werte, sondern eben um einen *Aspektwechsel*, unter dem sich selbstverständlich aber auch ein Wechsel der entsprechenden Wertestruktur vollzieht. „Aspektwechsel“ heißt: Das Standbein wird gewechselt, und daraus ergibt sich eine Sichtweise aus einem anderen Blickwinkel. Von hier aus müssen sich zwangsläufig auch die entsprechenden Relationen und Wertsetzungen verändern.

Eine andere Funktion von Gemeinschaft

In der Moderne ließen sich Gemeinschaften als „Erkenntnisgemeinschaften“ oder „Wissensgemeinschaften“ charakterisieren. Alle Gemeinschaftsmitglieder hatten eine Überzeugung, ein Wissen - besonders in kirchlichen Gemeinschaften war es deren spezielles „Bekenntnis“. Aber auch Vereine und Parteien charakterisieren sich in dieser Weise als Repräsentanten eines bestimmten Erkenntnispektrums.

In der individualisierten Erlebnisgesellschaft werden allgemeine Erkenntnisse und allgemeines Wissen nun nicht mehr unhinterfragt als gemeinschaftsnormierende Werte hingenommen. Das Sozialwesen orientiert sich nicht mehr an gemeinsamen, a priori anerkannten Wahrheiten der Erkenntnis, sondern das Gemeinsame in der Erlebnisgesellschaft ist die *„Gestaltungsidee eines schönen, interessanten, subjektiv als lohnend empfundenen Lebens“*.⁶ Wir leben gerade auch in dieser Hinsicht in einem pluralistischen Zeitalter.

Subjektiv als lohnend empfinden kann man nicht, was andere Personen oder Institutionen oder Gelehrte wissen, was aber der

⁶ G. Schulze, a.a.O., 37.

eigenen Person, der eigenen Sehnsucht, den eigenen Hoffnungen nicht entspricht. Subjektiv als lohnend empfinden kann man nur, was ein vorher gegebenes Bedürfnis, eine Sehnsucht, eine Hoffnung stillt.

→ *So wird Gemeinschaft für den Einzelnen dadurch wertvoll, dass sie sein subjektives, individuelles Erleben ernst nimmt und fördert.*

Sie entwickelt sich auf der Basis der *Solidarität* zwischen *unterschiedlichen* Subjekten. Von ihnen her entwirft sie sich. Das ist etwas ganz anderes, als von korporativen Verpflichtungen her zu denken, unter die sich alle stellen.

Damit will ich nicht sagen, dass es diese allgemeinen Verpflichtungen nicht mehr gibt, sondern dass sie nicht mehr zur Beschreibung der Identität von Gemeinschaft taugen. Eine Gemeinschaft muss nicht mehr in erster Linie erreichen, dass sich ihre Mitglieder inhaltlich proklamierten Erkenntnissen unterordnen, sondern sie muss erreichen, dass sie ihre Mitglieder in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptiert und fördert.

So gesehen erfüllt Gemeinschaft heute ihre Aufgabe dann, wenn die Individuen in ihr unterstützt werden, ihre voneinander unterschiedene Identität zu suchen, zu finden, zu gestalten und zu wahren. Jeder muss *seine* Wahrheit finden, wenn er *die* Wahrheit finden will. Und das Finden der Wahrheit selbst ist ein Weg, der von jedem Einzelnen in subjektiver Betroffenheit gefunden und gegangen werden muss. *Darin* kann und soll ihn die Gemeinschaft unterstützen.

Als Sentenz formuliert:

→ *Während es in der Moderne noch darum ging, dass der Einzelne der Gemeinschaft dient, so muss in der Postmoderne die Gemeinschaft dem Einzelnen dienen.*

Das hat nichts mit „Egoismus“ im moralischen Sinne zu tun, sondern es entspricht der Logik des erfolgten Aspektwechsels: Wenn die Gesellschaft dem Einzelnen den Weg seiner Identitätsbildung soziokulturell nicht mehr vorgibt und nicht garantiert, wenn also der Einzelne selbst zum Architekten seiner Biographie und Identität wird, dann ist logischerweise auch er es, der darin die Unterstützung der Gemeinschaft braucht. Sie muss ihn in dieser Aufgabe seiner *Identitätsarbeit* beraten, begleiten und stützen.